

Wer die Bibel ganz am Anfang aufschlägt, der findet dort zwei völlig verschiedene Schöpfungserzählungen, und das unmittelbar direkt hintereinander.

Der erste Schöpfungsbericht ist ein Lied mit sechs Strophen und dem regelmäßigen Refrain: „Es wurde Abend und es wurde Morgen, der erste Tag...“ Entstanden ist dieses Lied im babylonischen Exil rund 600 Jahre vor Christus, und war gezielt gegen die babylonische Religion gerichtet, die in fast allem Götter sah; weil aber alles von Gott geschaffen worden ist, können das keine Götter sein.

Die zweite Schöpfungserzählung ist viel älter. In diesem Text schafft Gott als erstes aus dem Erdboden den Menschen, haucht ihm den Lebensatem ein und setzt ihn in den Garten Eden. Dann erschafft er ihm alles andere, was er braucht. Zum Schluss – und jetzt befinden wir uns in der ersten Lesung, die wir vorher gehört haben – wird die Frau geschaffen aus der Rippe des Mannes. Was oft als Anlass für Witzeleien herhalten muss, bedeutet in der Sprache der Schrift, dass die Frau eben keine Neuschöpfung Gottes ist, sondern dass sie gleichen Wesens ist wie der Mann. Genau das bestätigt der Mann, wenn er dort jubelt: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Frau soll sie sie genannt werden, denn vom Mann ist sie genommen.“ (V 23) Was unser Text als „Frau“ übersetzt, das heißt im hebräischen Originaltext eigentlich „Männin“.

Wie sehr es hier um die Gleichstellung von Mann und Frau geht, das bestätigt auch noch eine weitere Aussage, die in einer absolut patriarchalischen Zeit eine ungeheure Provokation gewesen sein muss: „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und hängt seiner Frau an und sie werden ein Fleisch sein.“ (V 24)

Hier wird in einem uralten, biblischen Text die Stellung der Frau nach dem eindeutigen Willen Gottes ohne jeglichen Zweifel dem Mann als gleichberechtigt bestimmt. Dass dieser Wille Gottes aber in der konkreten Lebenswelt der Israeliten nicht zum Tragen kam, das liegt ganz einfach an dem Problem, dass gesellschaftliche Spielregeln und Konventionen meist stärker und mächtiger sind als das, was Gott will. Der Verstehenshorizont des Menschen wird zur Zensur für den Willen Gottes. Oder genauer: Der Mensch entscheidet, wann der Wille Gottes gilt, und wann nicht. Damit stellt sich der Mensch zwangsläufig über Gott und wird so zur Ursache dafür, dass der Heilswille Gottes verhindert und blockiert wird.

Genau das ist die Situation, auf die Jesus im Evangelium trifft. Er lässt sich gar nicht ein auf die damals heftig geführte Diskussion, wann man einer Frau den Scheidebrief ausstellen dürfe. Jesus sieht hier ein viel grundsätzlicheres Problem, nämlich die absolut unbiblische Herrschaft und Machtausübung des Mannes über die Frau. Deshalb bringt er ganz gezielt die verdrängten biblischen Wurzeln in Erinnerung, indem er exakt den Text aus dem Buch Genesis zitiert, den auch wir vorher in der ersten Lesung gehört haben.

Wie ungewohnt dieser urbiblische Sachverhalt für die Menschen zurzeit Jesu war, das lassen auch die Jünger erkennen, die ihn zuhause noch einmal zu diesem Thema befragen. Und hier bestätigt Jesus noch einmal ausdrücklich die Gleichstellung von Mann und Frau, indem er nicht nur dem Mann, sondern eben genauso auch der Frau Ehebruch vorwirft, wenn sie ihren Partner aus der Ehe entlassen.

Das alles war vor rund 2000 Jahren. Inzwischen hat sich einiges gebessert, aber wir sind noch längst nicht auf dem Stand, wie ihn der eindeutige Wille Jesu vorgibt. Ja, es ist fast schon ein wenig peinlich, dass die gesellschaftliche Entwicklung hier schon etwas weiter ist als die in der Kirche. Denn eigentlich müsste es genau umgekehrt sein: Eigentlich müsste die Kirche auf Grund des klaren Willens ihres Stifters so etwas wie die Vorhut bilden in der Gesellschaft. Dass sie dies aber nicht tut, lässt die Frage aufkommen, wieviel denn der Wille des Herrn in seiner Kirche tatsächlich zählt.

Dies war aber nicht immer so. In den Anfängen der Kirche galt etwas ganz anderes. Es gibt das z.B. einen Text im Neuen Testament, den wir nie als Lesung hören, weil er viel zu langweilig ist. Es sind die Schlussverse des Römerbriefes vom Apostel Paulus, in denen er nur noch Grüße an bestimmte Personen aufträgt, heute völlig uninteressant, aber in unserem aktuellen Zusammenhang plötzlich doch bedeutsam. Deshalb möchte ich Ihnen Auszüge davon zitieren:

„Ich empfehle euch unsere Schwester Phöbe, die auch Dienerin der Gemeinde von Kenchreä ist: Nehmt sie im Namen des Herrn auf, wie es Heilige tun sollen, und steht ihr in jeder Sache bei, in der sie euch braucht; denn für viele war sie ein Beistand, auch für mich selbst. ...Grüßt Andronikus und Junia, die zu meinem Volk gehören und mit mir zusammen im Gefängnis waren; sie ragen heraus unter den Aposteln und haben sich schon vor mir zu Christus bekannt.“ (Röm 16,1-2.7)

Auch Paulus wusste, dass er den gesellschaftlichen Druck nicht einfach abschalten konnte, dafür war er viel zu mächtig. Paulus wusste auch, dass es keinen Sinn macht, aggressiv gegen solche Konventionen vorzugehen, weil das nur Widerstand provoziert und so notwendige Veränderungen erheblich verlangsamt.

Er machte etwas anderes: Er ließ alles wie es war, aber verknüpfte es eng mit der Verkündigung Jesu. So verlangt er zwar, dass die Frauen sich ihren Männern unterordnen sollen; doch gleichzeitig auch von den Männern, dass sie ihre Frauen lieben wie Christus die Kirche liebt (vgl. Eph 5,21-32). Oder von den Sklaven fordert er, dass sie ihren Herren gehorchen; doch die Herren erinnert er daran, dass sie im Himmel einen gemeinsamen Herrn haben (vgl. Eph 6,5-9).

Es ist heute gar nicht so sehr das Problem, dass die Kirche so manche biblische Vorgabe bis heute immer noch nicht erreicht hat. Aber es ist sehr wohl ein Problem, wenn eine Kirche diese Differenz gar nicht mehr wahrnimmt.

Deshalb sind wir hier alle aufgefordert zu allerhöchster Wachsamkeit. Gerade das Erntedankfest erinnert z.B. daran, dass alles, was wir sind und haben, Gott gehört.